

LUNA WILDE

NEVERSEA



NEVERSEA

Luna Wilde

Der Himmelsarchipel



Nimmermeer



Prolog

*„Und so fiel er – nicht aus Angst, nicht aus Schwäche.
Sondern aus Liebe zur Welt, die ihn verließ.“
– Aus dem Lied der letzten Klinge*

Vor unzähligen Zyklen, als der Kontinent Ashvara noch jung war und der Wind mit den Stimmen der alten Götter sprach, lebte ein Waldläufer namens Kael Vareth.

Kael war ein Wächter der Waldgrenze. Einer, der den Ewigen Wald kannte wie kein anderer und das Herz der Tiere verstand. Kael war den Menschen fremd, doch den Geistern der Natur vertraut. Er sprach mit Bäumen, wenn niemand lauschte und salbte die Wunden der Tiere, wenn keiner hinsah. Die Wölfe duldeten seine Nähe, die Hirsche verneigten sich vor ihm.

Doch es kam die Zeit, in der selbst der tiefste Wald nicht mehr still blieb. Die Trommeln des Archipelkrieges hallten bis in die Wurzeln der ältesten Bäume und Neshvaras Fürstin rief jeden, der eine Waffe halten konnte, an die Front.

Auch Kael wurde verpflichtet – gegen seinen Willen, gegen seine Natur, die ihn an den Wald band. Er legte seinen Wanderstock nieder und nahm die Klinge der Legionäre in die Hand.

Der Archipelkrieg dauerte viele Jahre an und forderte schwere Verluste auf beiden Seiten. Und während Kael mit der Klinge in der Hand sein Land und seinen Wald

verteidigte, sehnte er sich doch nach nichts mehr als nach dem Schutz der Blätter und der Güte der Tiere.

In einer Nacht voller Gefechte, zwischen Feuerfeldern und Schlachtgewirr, stieß er auf einen Lord der Naskari – einen grausamen Schlächter mit eisblauen Augen und einem Ungetüm von Pferd. Und noch ehe er reagieren konnte, schlug das Schicksal zu: Der Hieb einer weißen Klinge traf ihn – ein seltenes Artefakt, geschmiedet aus Eis und uraltem Hass. Wer von ihrem Fluch getroffen wurde, verlor sich nicht im Tod, sondern in der Dunkelheit zwischen den Tagen. Und mit ihrem Biss begann der langsame Verfall seiner Seele.

Schnell wurde Kael zu den Heilern nahe des Kriegslagers gebracht, doch sein Körper zeigte kaum Spuren der Verletzung. Der Schnitt der Klinge war bereits verheilt, als wäre nichts geschehen. Einzig eine weiße Narbe blieb zurück.

Doch auch wenn die Heiler ihn für gesund erklärten, spürte Kael tief in seinem Innersten, dass etwas geschehen war. Etwas hatte sich in ihm geregt. Still, kalt und wach – es wartete.

Die Heiler prophezeiten: »Etwas Dunkles wohnt nun in dir. Hüte dich, Kael Vareth – bald wird alles, was du liebst, vor deiner Hand erzittern.«

Und so verließ Kael Vareth in derselben Nacht noch das Kriegslager und stahl sich davon. Obwohl er sich glücklich schätzen müsste, wieder im Schutz des Waldes zu sein, spürte er eine Veränderung. Auch der Wald spürte es.

Die Tiere, die einst unbekümmert zwischen den Bäumen gewandert waren, hielten inne, wenn Kael kam. Hirsche, die früher neugierig aus dem Dickicht lugten,

flohen nun, ehe seine Schritte näherkamen. Wo früher Eichhörnchen über ihm durch das Geäst jagten und Singvögel ihn begleiteten, herrschte nun Leere. Doch die Stille war nicht friedlich – sie war wachsam.

Es begann schleichend. Ein Zittern in seinen Gliedern, das nicht vom Wind kam. Dann Kälte. Diese schreckliche Kälte. Sie kroch aus seinem Inneren, aus der Wunde, die längst vernarbt war und breitete sich in seinem Fleisch aus wie Risse im Eis.

Nach zwei Tagen erreichte er einen See und als er sich zum Trinken herunterbeugte, sah er es. In dem Wasser spiegelte sich sein Gesicht nicht mehr, als hätte er sich aufgelöst. Die Natur, uralte und unbestechlich, hatte ihr Urteil längst gefällt: Kael gehörte nicht mehr zu ihr. Im Gegenteil – er war eine Gefahr für sich und sein Umfeld.

Während Kaels kräftige Beine ihn Tag für Tag durch den Wald trugen, verlor sich sein Geist in der Tiefe zwischen den Bäumen. Sein Kopf pochte. Klare Gedanken zerrannen wie Wasser zwischen seinen Fingern. Was er sah, schien ihm fremd, als blicke er durch die Augen eines anderen.

Und dann geschah es.

Sein Atem wurde zu Nebel, dann zu Schnee – schließlich spie er reinen Frost. Ein Schrei, wild vor Schmerz und Verzweiflung, zerriss die Luft wie ein tobender Wintersturm. Die Bäume um ihn herum barsten. Rinde platzte wie aufbrechendes Gestein, Blätter zerfielen zu Reifstaub. Das Erdreich unter seinen Füßen fror zu, riss auf, starb.

Sein Körper wand sich, als würde etwas in ihm nach außen drängen. Seine Muskeln zuckten, seine Adern wurden weiß. Und mit jedem dieser letzten,

verzweifelten Lebenszeichen zerfiel die Welt ein Stück mehr um ihn.

Doch Kael war zäh und schleppte sich weiter gen Norden, fernab aller Wege, fort von jeder Spur Zivilisation. An der nördlichsten Spitze Ashvaras, wo die Klippen vom ewigen Nebel umschlungen sind und selbst die Zeit den Atem anhält, fand Kael einen Ort, der sich der Welt entzog. Einen Ort, den die Alten Alor'nael nannten. Den ‚Ort zwischen den Welten‘.

Dort, so glaubte man, sei der Schleier zwischen Leben und Ewigkeit am schwächsten. Hier verschwamm die Grenze zwischen der sterblichen Welt und dem Urstrom, der die Seelen trägt.

Kael stand auf jener Klippe. Mit dem Fluch in seinem Blut, doch mit einem letzten Wunsch: »Ein Leben mag vergehen, wenn es hundert andere bewahrt.«

Er sprang.

Kein Schrei, kein Aufprall. Der Wind nahm ihn, der Nebel verschlang ihn. Und seit jenem Tag nennt man den Sprung Vareth'alor – Der Sturz, der reinigt.

Ein Opfer aus eigenem Willen, um andere zu verschonen.

Seitdem pilgern jene, die vom Fluch der Welt gezeichnet sind – von Schuld, Krankheit oder tiefer Trauer – zu jener Klippe. Nicht alle springen. Doch die, die es tun, so glaubt man, werden vom Urstrom aufgenommen und die Welt wird ein wenig heller.

Kein Zurück

*„Wer den Horizont sucht, muss den Sturm
fürchten.“*

– Sprichwort der Reisenden von Thanor

Das Lager der Neunten Legion brannte vor Leben. Zwischen Zelten, Feuerstellen und Fässern hallte Gelächter, begleitet vom dumpfen Klirren der Becher. Überall wurde getrunken, gesungen, gestritten. Die Gesichter im Feuerschein waren verzerrt von Rausch und Müdigkeit. Heute Nacht feierten sie – morgen würden sie fallen wie Schachfiguren.

Aus sicherer Entfernung, verborgen hinter dichtem Buschwerk, beobachtete Ray das Treiben. Sie hatte tagelang auf diesen Moment gewartet. Drei Nächte lang hatte sie das Lager ausspioniert, die Wege der Patrouillen verfolgt, ihre Schritte gezählt, die Pausen zwischen den Wachwechseln gemessen. Jetzt kannte sie das Lager fast so gut wie die Soldaten selbst.

Von hier aus konnte sie die Banner im Wind flattern sehen – ein schwarzer Rabe auf grünem Grund. Das Zeichen Ashvaras.

Ihr Bruder hatte dasselbe Zeichen getragen, als er nach Thanor gezogen war. Seitdem war jede Spur von ihm verloren.

Ray zog den Umhang enger um sich und wartete. Geduld war ihre Waffe, Stille ihr Schild.

Je später die Nacht, desto leiser wurden die Stimmen.

Das Lachen verebbte, der Gesang verstummte. Nur die letzten Feuer glommen noch und der Rauch zog in dünnen Schwaden zum Himmel.

Ray atmete tief durch. Es war soweit.

Sie beobachtete die Patrouillen, zählte ihre Schritte: zehn bis zum Nordtor, zwanzig am Waffenstand vorbei, kurze Pause, dann wieder zurück.

Drei Männer, schwer gerüstet und unaufmerksam.

Als sie zum dritten Mal an ihrem Versteck vorbeigezogen waren, bewegte sie sich. Leise, schnell und bedacht glitt sie über das Gras, hielt den Atem an, als das metallische Klirren der Rüstungen verklang.

Nicht atmen. Nicht stolpern. Nur ein Schritt nach dem anderen.

In der Dunkelheit konnte sie kaum mehr als vage Schatten erkennen. Ein Lagerfeuer knisterte, ein leises Schnarchen drang von rechts zu ihr und der Geruch von verbranntem Holz hing in der Luft.

Zwischen den Zelten lagen Männer und Frauen, Köpfe im Gras oder angelehnt an Zeltbänken, Gläser umgestürzt, Reste des Festmahls verstreut. Einige Soldaten hatten es nach dem Gelage nicht einmal bis zu ihren Betten geschafft. Angesichts dessen, was sie am nächsten Morgen erwartete, war das kaum verwunderlich.

Vielleicht besser so, dachte sie. Wer weiß, wer von ihnen morgen noch atmet.

Einmal blieb sie stehen, als einer der Soldaten im Schlaf murmelte und sich umdrehte. Doch er sank wieder zurück und das gleichmäßige Schnarchen verriet, dass er weiter träumte.

Nur noch wenige Zelte, dann wäre sie am Rand des

Hauptlagers und könnte sich dort verstecken, bis die Legion am Morgen aufbricht.

Der Gedanke an ihren Bruder Yago trieb sie voran. Wenn sie es ins Heer schaffte, wenn sie nach Thanor mitziehen konnte, dann würde sie ihn finden. Oder zumindest erfahren, was mit ihm geschehen war.

Sie erreichte ein kleines, abgelegenes Zelt, dessen Eingang halb offenstand. Kein Licht brannte darin, keine Bewegung war zu erkennen.

Mit angehaltenem Atem spähte sie hinein. *Leer.*

Erleichtert schlüpfte sie ins Innere und ließ die Plane vorsichtig hinter sich sinken. Ein schmaler Spalt blieb offen – gerade genug, dass ein Streifen Mondlicht hereinfiel. In seinem fahlen Schein erkannte sie verstreute Kleidungsstücke, eine halbleere Feldflasche, ein Bett, ein aufgeschlagenes Buch. Offenbar war der Bewohner fort – oder betrunken irgendwo eingeschlafen.

Sie atmete zitternd aus. *Geschafft.*

Schnell begann sie, die Kleidung auf dem Boden zu durchsuchen. *Zu groß, stinkt furchtbar nach Blut, viel zu klein*, dachte sie. Ihre Finger zitterten, als sie die nächste Uniform anhub. Schweiß und Eisen. *Riech wie einer von ihnen. Dann bist du einer von ihnen.*

Sie zog sich hastig um, schnürte den Gürtel und stülpte die Kapuze über den Kopf. Vollständig angezogen, richtete sie sich auf und spürte, wie ein Hauch von Sicherheit sie durchströmte. Fast wie ein Soldat.

Ihr Blick glitt suchend durch den Raum – bis er an einer kleinen Holzkiste hängen blieb. *Perfekt.* Schnell stopfte sie ihre alten Klamotten hinein, hoffend, dass sie dort vorerst niemand finden würde.

Jetzt hieß es nur noch warten, dachte sie und ließ sich

in einer Ecke des Zelttes auf den Boden sinken. Draußen rauschte der Wind leise gegen die Plane – ein gleichmäßiges, gedämpftes Geräusch, das ihr Herz seltsam laut pochen ließ.

Sie dachte an Yago, ihren Bruder, irgendwo da draußen.

Ein Jahr war vergangen, seit die Zehnte Legion nach Thanor aufgebrochen war. Und mit ihr jede Spur von ihm.

Man sagte ihr, er sei wahrscheinlich gefallen, aber Ray weigerte sich, daran zu glauben. Er war zu klug, zu lebendig, zu stur, um einfach zu sterben.

Er lebt, sagte sie sich, leise, fast trotzig. *Er lebt. Und ich finde ihn, komme was wolle.*

Ray schloss die Augen und ließ ihre Gedanken kreisen.

Goldfall. Nur ein Traum, eine ferne Stadt, und doch so lebendig in ihrer Vorstellung. Sie stellte sich die hohen Mauern aus glänzendem Stein vor, Straßen voller Menschen, das Lachen von Kindern, das Rattern der Karren auf dem Kopfsteinpflaster. Flammenspucker und Jongleure, die durch die Straßen wirbelten und Zauberer, die ihre Lichtspiele entfesselten. Diese Bilder gaben ihr unendliche Kraft.

Sobald sie Yago gefunden hatte, würden sie gemeinsam dorthin reisen, durch unbekannte Länder, über das Nimmermeer, durch Wüsten und Berge.

Egal, welche Gefahren warteten, sie würde ihn finden. Sie musste sich nur noch gedulden, bis der Morgen kam.

Das Rascheln einer Zeltplane, riss sie aus den Träumen.

Ray fuhr hoch.

Ein Schatten fiel auf den Eingang und eine Frau trat ein

– schwerfällig, halb betrunken, aber mit wachem Blick. Ihr Ausdruck wechselte von Überraschung zu Misstrauen, als sie Ray sah.

»Was machst du hier?«, fragte sie schroff.

Ray erstarrte. Die Soldatin trat einen Schritt näher, der Geruch von Alkohol und Schweiß hing in der Luft. Ihre Hand glitt instinktiv zu den Klingen an ihrem Gürtel.

»Das ist nicht deine Uniform«, bemerkte sie scharf.
»Wer bist du?«

Ray wich zurück, die Zeltplane raschelte hinter ihr. Ihr Herz hämmerte in der Brust. Wenn die Fremde Alarm schlug, war alles verloren.

»Bitte ... ich kann das erklären–«

»Du hast drei Sekunden«, knurrte die Fremde. Ihre Finger umschlossen bereits den Griff ihrer Waffe.

»Mein Bruder ist in Thanor!«, platzte es aus Ray heraus. »Bitte, ich muss dorthin – ich muss ihn finden!«

Sie runzelte die Stirn, ihre Haltung entspannte sich leicht. »Dein Bruder war Soldat?«

»Er *ist* Soldat. Zehnte Legion.«

Ein Schatten huschte über ihr Gesicht. »Die Zehnte Legion wurde nahezu vollständig niedergemetzelt. Es gab kaum Überlebende.« Sie musterte Ray kalt. »Netter Versuch.«

Dann drehte sie sich zur Zeltplane um und hob zwei Finger an die Lippen – bereit, nach der Patrouille zu pfeifen.

Nein!

Ray dachte nicht nach, als sie sich auf die Soldatin stürzte. Sie warf sich nach vorn, riss an ihrem Arm, um sie zurückzuhalten. Der Pfiff blieb ihr im Hals stecken, doch sie drehte sich blitzschnell um, schlug ihren Griff

beiseite und riss ihre Klinge halb aus der Scheide.

Ray packte ihren Unterarm, versuchte, sie festzuhalten, doch die Soldatin war kräftiger. Mit einem Ruck schleuderte sie Ray von sich. Holz krachte, Becher kippten, Metall schepperte.

Zu laut!

Ein gellender Schmerz fuhr ihr durch die Schulter, doch sie ließ den Arm nicht los.

»Lass mich los, oder–!« Sie kam nicht dazu, den Satz zu beenden.

Ray stieß sie mit aller Kraft vor die Brust, bis die Soldatin stolperte und sie mit sich riss. Beide stürzten zu Boden, rangen um die Klinge, die unkontrolliert zwischen ihnen hin und her glitt. Ray fühlte, wie die Klinge über ihren Arm schrammte und ein heißer Schmerz sie durchfuhr.

Die Fremde keuchte, versuchte, sich über sie zu wälzen, doch in der Enge des Zelttes war kein Platz. Sie schlugen gegeneinander, prallten gegen einen Stützpfeiler.

»Hör auf«, keuchte Ray, während sie versuchte, die Klinge fortzustoßen. »So habe ich das nicht gewollt.«

Schnell waren sie wieder auf den Füßen. Die Frau stürzte sich auf Ray, packte sie am Hals, drückte zu.

»Spionin«, presste sie hervor. »Haben die Naskani dich geschickt?«

Verzweiflung trieb Ray an. Sie griff nach dem erstbesten Gegenstand, einem Metallbecher, und schlug zu. Ein dumpfer Laut, dann ließ der Griff an ihrem Hals nach.

Die Soldatin taumelte zurück, stolperte, schlug mit dem Hinterkopf gegen das Bettgestell – ein hässliches

Knacken, dann Stille. Wie eine Puppe fiel sie um.

Ray blieb keuchend am Boden sitzen. Ihr Arm brannte, warmes Blut rann bis in die Handfläche. Ein metallischer Geschmack lag auf ihrer Zunge.

»Nein ... nein, nein«, flüsterte sie und kroch zu der Fremden. Blut klebte an ihren Lippen, eine rote Lache breitete sich in zäher Bewegung unter ihrem Kopf aus. Die Augen starrten leer.

Erst, als Ray ihre Hand berührte, nach ihrem Puls tastete und keinen mehr spürte, begriff sie, was geschehen war.

Ray hatte sie getötet.

Entsetzt starrte sie auf den leblosen Körper. *Es war alles so schnell gegangen und ich dachte doch nur, und ich hatte nicht gewollt, dass–*

Ihre Gedanken brachen ab.

Sie wollte schreien, aber kein Laut kam über ihre Lippen. Sie wich zurück, bis sie gegen den Zeltpfosten stieß, und presste die Hand an den Mund.

»Es tut mir leid«, wisperte sie. »Ich ... Ich wollte das nicht.«

Die Worte klangen fremd, brüchig, als gehörten sie jemand anderem. Sie sah auf ihre Hände hinab – Blut klebte an den Fingern, an den Nägeln, an der Haut. Das Blut der Soldatin. Und ihres.

Draußen hörte sie Schritte, gedämpft, entfernt. Ein Lachen. Ein lautes Räuspern.

Niemand hatte etwas gehört. Noch nicht.

Rays Blick huschte zurück zu der Leiche. Panik drängte die Schuld zur Seite.

Tu was, Ray. Jetzt!

Sie fand ein altes Hemd neben der Kiste am Boden, riss

es an der Naht auf und schnitt es mit ihrer Klinge in lange, ungleichmäßige Streifen. Das Zittern ihrer Hände machte die Arbeit schwer, doch sie schaffte es, die Stoffketten fest um ihren Arm zu wickeln. Das Brennen der Wunde ließ ihr kurz schwarz vor Augen werden. Darum würde sie sich gleich noch kümmern müssen.

Aber erst die ... die Leiche.

Notdürftig und hektisch wischte sie das Blut vom Boden, mit dem letzten Rest des Stoffes, den sie noch übrig hatte. Der Fleck verschwand nicht ganz, aber es war das Beste, was sie tun konnte. Der Gedanke, den Leichnam hierzulassen, ließ ihr Herz schneller schlagen. Wenn jemand das Zelt betrat, war alles vorbei.

Raus mit ihr. Irgendwohin. Irgendwohin, wo keiner sie findet.

Sie packte die Frau unter den Achseln. Ray würgte, als sie die tote Haut berührte. Ihr Magen krampfte sich zusammen, doch sie zwang sich weiterzumachen. Sie zog den Körper vorsichtig zum Eingang.

Der Körper entglitt ihren Fingern – zu viel Blut.

Mit zusammengebißenen Zähnen packte sie fester zu, zog sie weiter über den Boden, vorsichtig, so leise wie möglich.

Ein Blick aus dem Zelt verriet ihr, dass niemand in der Nähe war. Ray zog den Körper Stück für Stück in die Dunkelheit hinter das Zelt. Ihre Arme brannten, die Wunde pulsierte heiß unter dem notdürftigen Verband.

Nur noch ein Stück weiter. Da, zu den Büschen.

Sie schleppte sie bis an den Rand des Lagers, wo die Schatten dichter wurden. Ein paar vertrocknete Sträucher boten kaum Deckung, aber mehr, als sie hoffen durfte. Mit letzter Kraft rollte sie den Körper unter die Zweige,

deckte ihn mit Laub und Erde zu, so gut es ging.

Dann erstarrte sie.

Stimmen. Ganz in der Nähe. *Die Patrouille!*

Ray duckte sich hinter das Buschwerk, hielt den Atem an. Das Pochen ihres Blutes dröhnte in den Ohren.

»Ich sag's dir, morgen wird's regnen. Immer so, wenn wir die Enge nach Thanor überqueren«, murmelte einer der Männer.

»Regen oder nicht. Hauptsache, wir schaffen es wenigstens zur Barrikade. Wenn wir niedergemetzelt werden wie die Zehnte, dreht meine Mutter sich im Grab um.«

Ihre Stimmen kamen näher, dann blieb einer stehen.

»Riechst du das?«, fragte der Zweite.

Ray presste sich tiefer ins Gras. *Bitte nicht. Geht einfach weiter.*

Ein Moment Stille. Dann das dumpfe Schaben eines Stiefels im Boden, als einer von ihnen sich umdrehte.

»Wahrscheinlich nur Wild. Komm schon, wir sind spät dran.«

Das Klirren der Schritte entfernte sich wieder.

Erst als sie sicher war, dass die Männer verschwunden waren, wagte Ray zu atmen. Sie wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht und spürte erst jetzt, wie nass ihre Wange war. Ob von Blut oder Schweiß, konnte sie nicht sagen.

Leise huschte sie zurück in den Schatten der Zelte, sank auf die Knie und rang nach Luft. Ihre Gedanken rasten.

Was hatte sie getan? Was hatte sie bloß angerichtet?

Bilder blitzten vor ihrem inneren Auge auf – das verzerrte Gesicht, die Klinge, der Geruch von Blut. Ein Teil von ihr wollte wegrennen, alles vergessen, so tun, als

sei nichts passiert. Doch das Blut auf ihren Händen, die Schwere in ihrer Brust, ließen das nicht zu.

Taumelnd trat sie zurück, schlich zwischen den Zelten hindurch, bis sie so viel Abstand wie möglich zwischen sich und die tote Soldatin gebracht hatte. Erst am anderen Ende des Lagers ließ sie sich nieder.

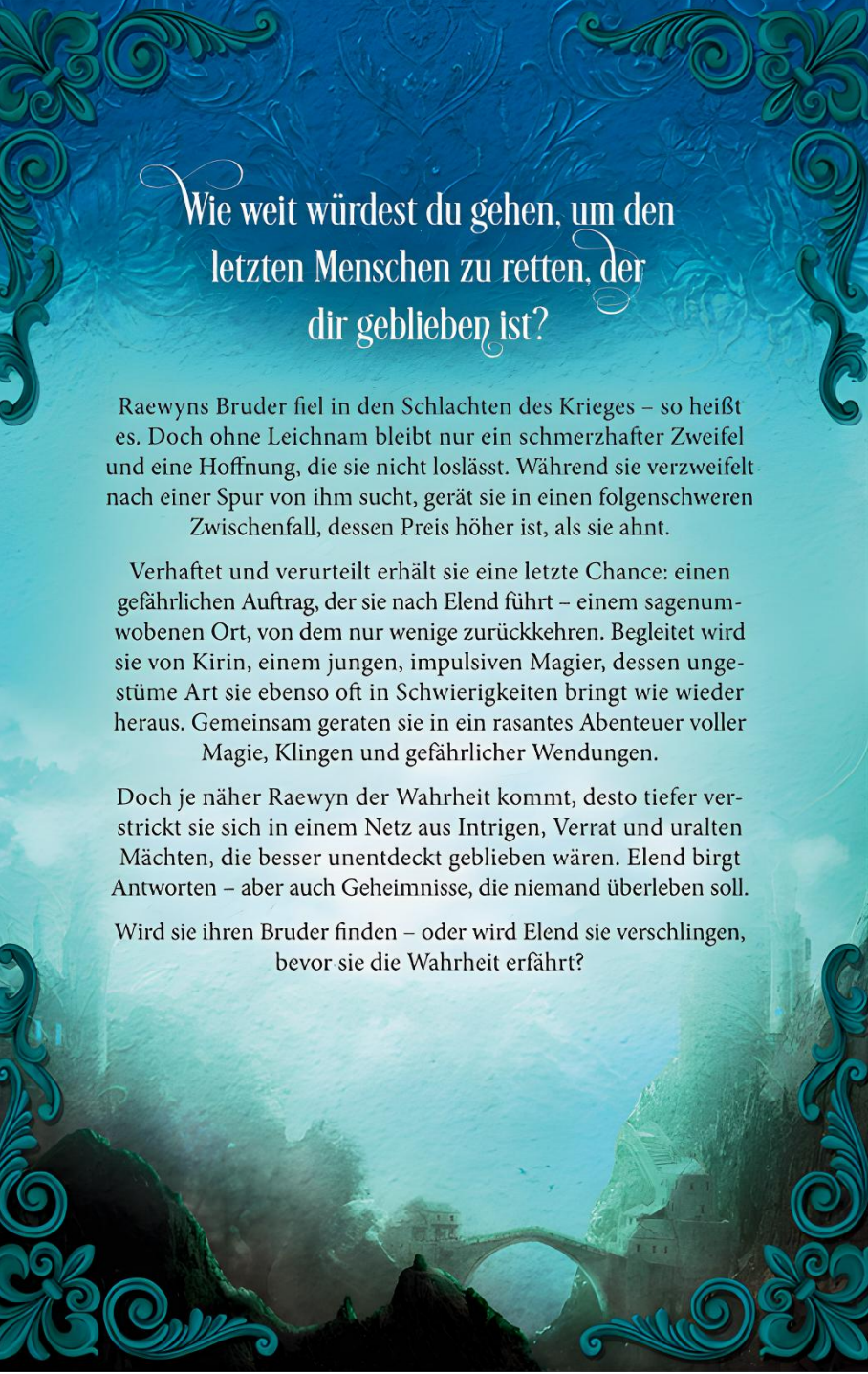
Sie schaute gen Himmel. Es wurde bereits hell, der Wind trug den Geruch des nahenden Morgens.

Ich habe es für dich getan, Yago.

**Du willst mehr über Raewyn
und ihren verschollenen
Bruder erfahren?**

Dann scanne den
QR-Code und begib dich auf
die Reise ins unendliche
Nimmermeer.





Wie weit würdest du gehen, um den letzten Menschen zu retten, der dir geblieben ist?

Raewyns Bruder fiel in den Schlachten des Krieges – so heißt es. Doch ohne Leichnam bleibt nur ein schmerzhafter Zweifel und eine Hoffnung, die sie nicht loslässt. Während sie verzweifelt nach einer Spur von ihm sucht, gerät sie in einen folgenschweren Zwischenfall, dessen Preis höher ist, als sie ahnt.

Verhaftet und verurteilt erhält sie eine letzte Chance: einen gefährlichen Auftrag, der sie nach Elend führt – einem sagenumwobenen Ort, von dem nur wenige zurückkehren. Begleitet wird sie von Kirin, einem jungen, impulsiven Magier, dessen ungestüme Art sie ebenso oft in Schwierigkeiten bringt wie wieder heraus. Gemeinsam geraten sie in ein rasantes Abenteuer voller Magie, Klingen und gefährlicher Wendungen.

Doch je näher Raewyn der Wahrheit kommt, desto tiefer verstrickt sie sich in einem Netz aus Intrigen, Verrat und uralten Mächten, die besser unentdeckt geblieben wären. Elend birgt Antworten – aber auch Geheimnisse, die niemand überleben soll.

Wird sie ihren Bruder finden – oder wird Elend sie verschlingen, bevor sie die Wahrheit erfährt?